



Christiane Böbel

A SAN
FRANCISCO
COLLEGE
Romance

Ethan &
Claire

 FOREVER 

September

Ethan



Viel zu früh. Eindeutig. Schlaftrunken und barfuß schlurfe ich in Boxershorts Richtung Bad. Ich bin so müde, dass ich beinahe im Laufen wieder einschlafe. Dabei bin ich gestern Abend bewusst früh ins Bett gegangen, weil ich heute eine wichtige Klausur in meinem Sprachphilosophie-Seminar schreibe. Wochenlang habe ich mir den Arsch aufgerissen und für diese Klausur gelernt, jetzt will ich auch eine gute Note bekommen. Und dafür muss ich einigermaßen wach sein.

Aber meine Mitbewohner hatten mal wieder andere Pläne, als mir einen ruhigen Abend zu gönnen. Ich liebe Zane und Cole. Echt, das tue ich. Seit der Highschool sind wir beste Freunde. Aber manchmal – oder vielleicht auch öfter – nerven die beiden mich wahnsinnig. Für sie ist das College in erster Linie eins: eine nie endende Party. Auf jeden Fall ein Lebensstil, der fleißigen, motivierten Studenten wie mir oft in die Quere kommt. Vielleicht liegt ihre gehillte Einstellung zum College auch daran, dass sie nicht wie ich selbst ihre Studiengebühren bezahlen müssen.

Zane kommt aus einer Familie, in der Geld keine Rolle spielt. Seit Generationen ist es einfach da, von irgendeinem Großgrundbesitzer mit vermutlich nicht immer moralisch einwandfreien Methoden erwirtschaftet. Ich frage lieber nicht nach, ob seine Vorfahren Sklaven besaßen. Eigentlich müsste Zane in seinem Leben niemals arbeiten, sein Treuhandfond war schon größer als das Bruttosozialprodukt eines kleinen Landes, kurz nachdem er gezeugt wurde. Okay, vielleicht nicht ganz so groß. Aber er ist theoretisch reich genug, um sich keine Gedanken darüber machen zu müssen, wie er seine Miete oder sein Mittagessen bezahlt. Oder seine Studiengebühren.

Cole stammt dagegen aus einer stinknormalen Mittelklassefamilie, durchschnittlicher geht's kaum. Mit liebenden Eltern mit ganz normalen Berufen, einem kleinen Bruder und einem Hund. Selbst der Hund ist durchschnittlich groß. Aber Cole hat ein Football-Stipendium ergattert, was es ihm ermöglicht, das Collegegeld, das seine Eltern für ihn angespart haben, für sein ausschweifendes Studentenleben auszugeben.

Ich muss aber neben dem Studium in der Bibliothek der SFSU, der San Francisco State University, arbeiten. Zwar gibt es schlimmere Jobs, als Bücher zu sortieren – nichts gegen Bücher, ich liebe Bücher –, aber auch welche, in denen ich mehr verdienen würde. Sicher wären meine Eltern in der Lage gewesen, monatlich oder zumindest sporadisch für ihr einziges Kind etwas fürs College beiseitezulegen. Haben sie aber nicht. Stattdessen sind sie mit mir von Metal-Festival zu Metal-Festival gezogen. Meine Kindheit spielte sich vorwiegend zwischen besoffenen Rockern, lauter, harter Musik und Mini-Zelten ab. Behütet aufwachsen ist anders. Bis heute habe ich keine Ahnung, ob meine Eltern damals eigentlich durchgehend eine feste Wohnung hatten. Erst als ich in die Schule kam, bezogen wir offiziell ein richtiges Appartement in New Orleans. Warum gerade dort, weiß ich nicht und habe ich sie nie gefragt. Vielleicht

wegen der Musikszene. Im Nachhinein auch egal. Endlich hatte ich ein Zuhause, auch wenn wir Ferien und Wochenenden größtenteils woanders verbrachten, um die Musik, die meine Eltern so liebten, zu »leben«.

Mein Dad nahm eine Zeit lang sogar einen richtigen Job als Lehrer an einer privaten Musikschule an, meine Mom arbeitete stundenweise in einem Sexshop, verkaufte Lederdildos, Liebeskugeln und Viagra. Oft hing ich nach der Schule bei ihr im Laden herum und erledigte meine Hausaufgaben zwischen Pornoheften, Gleitgel und seltsamen Geräuschen aus den Filmkabinen. Als hätte mich das Schicksal so auf die Geräusche meiner sexbesessenen Mitbewohner vorbereiten wollen.

Wenn sie nicht gerade auf irgendwelchen Konzerten rumhängen, leben Mom und Dad auch heute noch in New Orleans. Allerdings arbeiten sie nicht mehr regelmäßig, seit ich ausgezogen bin. Nur jeweils so viel, dass sie sich ihr Festivalleben finanzieren können.

Es ist nicht so, dass ich nie Partys feiere oder nicht auch mal ein Mädchen mit nach Hause bringe. Nur weiß ich im Gegensatz zu meinen lieben Freunden, was wann wichtig ist. Prioritäten heißt das Zauberwort. Und die Prioritäten von Zane und Cole lagen gestern mal wieder bei Party machen und Sex mit irgendwelchen Frauen. Selbst meine Ohropax konnten das Gelächter, die laute Musik und später das rhythmische Stöhnen nebenan nicht ausblenden. Dummerweise befindet sich mein Zimmer genau zwischen denen meiner Mitbewohner. Sandwich sozusagen. Deswegen bekomme ich sämtliche Aktivitäten der beiden quasi hautnah mit. Es fühlt sich an, als würde ich direkt in Coles oder Zanes Bett liegen. Die Wände in unserem Appartement sind nicht besonders dick.

Normalerweise ist mir das Sexleben meiner Freunde egal. Auch, mit wem sie sich vergnügen. Sollen sie ruhig Spaß haben. Es ist ihr Leben. Aber gestern wäre es mir lieber gewesen, wenn sie ein wenig diskreter vorgegangen wären. Oder sich wenigstens für leise Sexpartnerinnen entschieden hätten. Aber nein, sie mussten sich natürlich die am lautesten stöhnenden Frauen von ganz San Francisco aussuchen. Absichtlich wahrscheinlich. Nur um mich zu ärgern. Zuzutrauen wäre es ihnen.

Ich hasse sie.

Es gibt nur wenige Dinge, die mir wirklich wichtig sind. Mein Studium gehört dazu. Meine Eltern, auch wenn sie mich nerven und keinen Pädagogik-Preis als »Best parents of the planet« gewinnen würden. Es gibt sicher bessere Orte, an denen ein Kind aufwachsen sollte, als matschige Zeltplätze. Aber sie lieben mich und waren immer für mich da. Und ich liebe sie.

Und Schlaf. Schon immer war mir Schlafen wichtiger, als mir bis morgens um fünf die Nächte um die Ohren zu schlagen. Man sollte meinen, dass ich mich durch die vielen Übernachtungen auf Festival-Campingplätzen an einen gewissen Lärmpegel gewöhnt hätte und immer und überall schlafen könnte wie ein Baby. So ist es aber nicht.

Scheiße, bin ich müde. Wie soll ich da ernsthaft Wittgensteins analytische Sprachtheorie wiedergeben, geschweige denn Fragen dazu beantworten?

Als ich die Badezimmertür öffne, schlägt mir nicht nur eine heiße Nebelwand entgegen, sondern vor allem ein Stöhnduett, begleitet vom Klatschen von nasser Haut auf nasse Haut. Der tiefen Stimme nach handelt es sich beim männlichen Part um Cole. Sehen kann ich niemanden, was zum einen am Dampf und andererseits am undurchsichtigen Duschvorhang liegt. Warum nur haben wir bloß ein einziges Badezimmer? Ach ja, weil wir nichts anderes finden konnten. Und weil wir uns irgendwann so an die ursprünglich reine Übergangswohnung gewöhnt hatten, dass keiner es mehr für notwendig hielt, sich anderweitig umzusehen. Zum Beispiel nach einer Bleibe, in der jeder sein eigenes Bad hätte.